

Bilden, Helga; Diezinger, Angelika; Marquardt, Regine; Dahlke, Kerstin
Arbeitslose junge Mädchen. Berufseinstieg, Familiensituation und
Beziehungen zu Gleichaltrigen

Zeitschrift für Pädagogik 27 (1981) 5, S. 677-695



Quellenangabe/ Reference:

Bilden, Helga; Diezinger, Angelika; Marquardt, Regine; Dahlke, Kerstin: Arbeitslose junge Mädchen. Berufseinstieg, Familiensituation und Beziehungen zu Gleichaltrigen - In: Zeitschrift für Pädagogik 27 (1981) 5, S. 677-695 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-141727 - DOI: 10.25656/01:14172

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-141727>

<https://doi.org/10.25656/01:14172>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 27 – Heft 5 – Oktober 1981

I. Thema: Jugend und Beruf

- | | |
|---|--|
| WALTER R. HEINZ/
HELGA KRÜGER | Berufsfindung unter dem Diktat des Arbeitsmarkts. Zur Entstehung weiblicher Normalbiographien 661 |
| HELGA BILDEN/
ANGELIKA DIEZINGER/
REGINE MARQUARDT/
KERSTIN DAHLKE | Arbeitslose junge Mädchen. Berufseinstieg, Familiensituation und Beziehungen zu Gleichaltrigen 677 |
| DIETHELM JUNGKUNZ | Defizite in der Studien- und Berufswahlvorbereitung von Gymnasiasten 697 |
| HANS RUDOLF LEU/
EVA-MARIA OTTO | Ausbildung und Auszubildende aus der Sicht von Berufsschullehrern und Ausbildern 711 |
| WOLFGANG LEMPERT | Moralische Sozialisation durch den „heimlichen Lehrplan“ des Betriebs 723 |

II. Thema: Theorie- und Methodenprobleme der Pädagogik

- | | |
|---------------------------------------|---|
| JÜRGEN OELKERS | Pädagogischer Geist und erzieherisches Handeln. Handlungstheoretische Implikationen der „geisteswissenschaftlichen Pädagogik“ 739 |
| EWALD TERHART | Intuition – Interpretation – Argumentation. Zum Problem der Geltungsbegründung von Interpretationen 769 |
| PETER FAUSER/
FRIEDRICH SCHWEITZER | Pädagogische Vernunft als Systemrationalisierung. Eine Auseinandersetzung mit dem Buch von N. LUHMANN und K.-E. SCHORR 795 |

III. Besprechungen

- | | |
|----------------|--|
| JÜRGEN OELKERS | Friedhelm Brüggen: Strukturen pädagogischer Handlungstheorie 811 |
|----------------|--|

WERNER S. NICKLIS

Eduard Spranger: Grundlagen der Geisteswissenschaften 814

MARTIN KIPP

Ulrike Büchner: Der Gewerbelehrer und die industrielle Arbeit 818

HEINZ STÜBIG

James Swift: Die britischen middle schools im internationalen Vergleich 821

Pädagogische Neuerscheinungen 825

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Helga Bilden, Institut für Psychologie/Sozialpsychologie, Kaulbachstraße 93, 8000 München 40; Kerstin Dahlke, Institut für Psychologie/Sozialpsychologie, Kaulbachstraße 93, 8000 München 40; Angelika Diezinger, Institut für Psychologie/Sozialpsychologie, Kaulbachstraße 93, 8000 München 40; Peter Fauser, Schmiedgasse 12, 7904 Erbach 1; Prof. Dr. Walter R. Heinz, Humboldtstr. 91, 2800 Bremen; Dr. Diethelm Jungkunz, Pestalozzistraße 22, 3300 Braunschweig; Dr. Martin Kipp, Klewergarten 10, 3000 Hannover 91; Prof. Dr. Helga Krüger, Riensberger Straße 28b, 2800 Bremen; Prof. Dr. Wolfgang Lempert, MPI für Bildungsforschung, Leutzeallee 94, 1000 Berlin 33; Hans-Rudolf Leu, Hyazinthenstraße 17, 8000 München 45; Regine Marquardt, Institut für Psychologie/Sozialpsychologie, Kaulbachstraße 93, 8000 München 40; Prof. Dr. Werner S. Nicklis, Kopernikusring 52, 8580 Bayreuth-Meyernberg; Prof. Dr. Jürgen Oelkers, Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straße 4, 2120 Lüneburg; Eva-Maria Otto, Franz-Schubert-Straße 13, 8025 Unterhaching; Friedrich Schweitzer, Beurenstr. 28, 7311 Owen/Teck; Dr. Heinz Stübig, Ernst-Giller-Straße 5, 3550 Marburg; Dr. Ewald Terhart, Edith-Stein-Straße 1, 4400 Münster.

Diese Ausgabe enthält eine Beilage des Beltz-Verlages (Weinheim).

Zeitschrift für Pädagogik

Beltz Verlag Weinheim und Basel

Anschriften der Redaktion: Dr. Reinhard Fatke, Brahmweg 19, 7400 Tübingen 1; Prof. Dr. Andreas Flitner, Im Rotbad 43, 7400 Tübingen 1; Prof. Dr. Walter Hornstein, Pippinstraße 27, 8035 Gauting.

Manuskripte in doppelter Ausfertigung an die Schriftleitung erbeten. Hinweise zur äußeren Form der Manuskripte finden sich am Schluß von Heft 1/1981, S. 165 f., und können bei der Schriftleitung angefordert werden. Besprechungsexemplare bitte an die Anschriften der Redaktion senden. Die „Zeitschrift für Pädagogik“ erscheint zweimonatlich (zusätzlich jährlich 1 Beiheft) im Verlag Julius Beltz GmbH & Co. KG, Weinheim und Verlag Beltz & Co. Basel. Bibliographische Abkürzung: Z. f. Päd. Bezugsgebühren für das Jahresabonnement DM 84,- + DM 4,- Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Ermäßigter Preis für Studenten DM 65,- + DM 4,- Versandkosten. Preis des Einzelheftes DM 18,-, bei Bezug durch den Verlag zuzüglich Versandkosten. Zahlungen bitte erst nach Erhalt der Rechnung. Das Beiheft wird außerhalb des Abonnements zu einem ermäßigten Preis für die Abonnenten geliefert. Die Lieferung erfolgt als Drucksache und nicht im Rahmen des Postzeitungsdienstes. Abbestellungen spätestens 8 Wochen vor Ablauf eines Abonnements. Gesamtherstellung: Beltz Offsetdruck, 6944 Hemsbach über Weinheim. Anzeigenverwaltung: Heidi Steinhaus, Ludwigstraße 4, 6940 Weinheim. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen und der Beltz Verlag entgegen: Verlag Julius Beltz GmbH & Co. KG, Am Hauptbahnhof 10, 6940 Weinheim; für die Schweiz und das gesamte Ausland: Verlag Beltz & Co. Basel, Postfach 2346, CH-4002 Basel.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden.

Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestraße 49, 8000 München 2, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

ISSN 0044-3247

Arbeitslose junge Mädchen

Berufseinstieg, Familiensituation und Beziehungen zu Gleichaltrigen

Diesem Beitrag liegen Ergebnisse einer noch nicht abgeschlossenen DFG-Studie über die psychosozialen Konsequenzen von Arbeitslosigkeit für weibliche Jugendliche zugrunde.

1978/79 befragten wir 52 damals arbeitslose Mädchen mit Hauptschulbildung zwischen 15 und 20 Jahren in einer Großstadt und ihrer ländlichen Umgebung. Sie waren zur Zeit des Erstinterviews zwischen 2½ und 9 Monaten arbeitslos, 21 der 52 Mädchen schon zum zweiten Mal. 10 Mädchen sind Schulabgängerinnen, 23 haben eine Lehre begonnen und abgebrochen, 16 haben gejobbt, und 3 Mädchen haben eine abgeschlossene Berufsausbildung. Allein 10 der Mädchen mit abgebrochener Lehre hatten eine Ausbildung als Friseurin begonnen, 4 lernten Verkäuferin, 2 machen eine Konditorlehre, die übrigen verteilen sich auf Berufe, die keineswegs aus dem üblichen engen Rahmen von Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen fallen: z. B. Floristin, Bekleidungsnaherin, Haushaltshelfin, Apothekenhelferin. Die Mädchen, die gleich nach der Schule ungelernte Tätigkeiten ausübten, waren meist als Verkäuferinnen (5), in der Fabrik (2), als Lagerarbeiterinnen (2), Zimmermädchen und Küchenhilfe (2) und als Putzfrau beschäftigt. Die Mehrheit der Mädchen (36) lebt noch zuhause, 3 wohnen bei den Pflegeeltern, 6 mit ihrem Mann/Freund, 4 sind im Heim, und jeweils ein Mädchen lebt allein, mit Freundin und in einer Wohngemeinschaft. Zwei sind bereits verheiratet, und eine hat schon ein Kind.

Mit 29 der Mädchen sprachen wir ein zweites Mal Ende 1980. In qualitativen biographischen Interviews fragten wir nach dem derzeitigen Lebenszusammenhang der Jugendlichen, nach ihrer familiären und schulischen Vorgeschichte, nach Arbeits- und Arbeitslosigkeitserfahrungen sowie nach Veränderungen, Erlebnissen und Erfahrungen in den 1½ bis 2 Jahren seit dem ersten Interview und natürlich auch nach ihren Zukunftsperspektiven, Lebensvorstellungen und Träumen (MARQUARDT/DIEZINGER/DAHLKE/BILDEN 1980). Die Auswertung der zweiten Befragung ist im Gange. In der Erstbefragung haben die Mädchen eher ihre aktuelle Leidenssituation geschildert; in der Zweitbefragung kam vor allem deutlich zum Ausdruck, was sie trotz alledem noch für sich aus der Situation gemacht haben. Wir wollen diese subjektiven Anstrengungen in den Mittelpunkt stellen. Die starken Belastungen der Arbeitslosigkeit treten in diesem Beitrag zurück, obwohl sie bei den Mädchen in der Retrospektive noch deutlich im Bewußtsein sind.

1. Theoretische Grundannahmen

Wir haben – angesichts der fortdauernden Vernachlässigung der weiblichen Jugendlichen in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung – das Spezifische weiblicher Jugend (in der Arbeiterschicht) herauszuarbeiten versucht (Skizzierung in: BILDEN/DIEZINGER/MARQUARDT 1980).

Subjektiv für die Jugendlichen, Mädchen wie Jungen, stellt sich Jugend als Zeit des Unabhängigwerdens, der Selbstfindung und Formung eines eigenen Lebensstils, dar; sie ist die Phase der Veränderung, der Unsicherheit, der entwickelbaren und zu entwickelnden Möglichkeiten. Das impliziert immer auch das Negative: Verhinderung, Verfestigung und Abschotten von Möglichkeiten. Jugend ist eine sehr spannungsgeladene, unsichere, wechselhafte Lebenssituation; Arbeitslosigkeit bzw. der Wechsel zwischen kurzen Jobs und Arbeitslosigkeit wird diesen Charakter von Jugend verschärfen. – *Von der Gesellschaft* („objektiv“, von den Erwachsenen) aus gesehen, verdichten sich die subjektiven

Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Selbstfindung und die Entwicklung der Basis eines eigenen Lebens zu „*Entwicklungsaufgaben*“: Vorbereitung auf ihre gesellschaftliche Arbeit, d.h. für Mädchen auf zwei Formen von Arbeit: Berufs- oder Lohnarbeit und Hausarbeit; materielle und psychische Ablösung vom Elternhaus; Identitätsbildung, insbesondere einer Identität als Frau (Umgang mit dem in der Pubertät veränderten Körper, der Sexualität, dem Finden eines Lebensentwurfs ...). In den kreativen Prozessen von Jugend, dem Aufbau von Neuem, Eigenständigem, der Entwicklung eigener Fähigkeiten, liegen in individueller wie gesellschaftlicher Hinsicht die größten Probleme und Konflikte, weil diese Entwicklungen in der Regel nicht ohne massive Konfrontationen bzw. überhaupt nur sehr beschränkt möglich sind. Das gilt insbesondere für Mädchen. Sie stehen in der Spannung zwischen Abhängigkeit, relativer Bindung ans Haus während der Kindheit, Behütungstendenzen der Eltern gerade gegenüber Töchtern einerseits und historisch verstärktem außerhäuslichem Unabhängigkeitsstreben von weiblichen Jugendlichen andererseits. Zudem sind ihre Chancen am Arbeits- und Ausbildungsmarkt mit Hauptschulabschluß sehr gering. Integration ins Lohnarbeitssystem ist jedoch die wichtigste Basis für die Bewältigung der „*Entwicklungsaufgaben*“. Der Beruf bekommt auch für Mädchen in dieser Phase den Charakter von Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit, und zwar nicht nur für eine Übergangszeit bis zur Heirat, sondern als Beginn einer, wenn auch zeitweise unterbrochenen, lebenslangen Berufstätigkeit als Basis für eigenständige Reproduktionssicherung; denn Ehe kann von den Mädchen nicht mehr als Versorgungsinstitution angesehen werden.

Für Mädchen wird der *Erwerb von Handlungskompetenzen* in eher öffentlichen, formal organisierten Handlungsfeldern besonders wichtig, weil diese in ihrer bisherigen Sozialisation unterentwickelt waren und im Gegensatz zu ihrer anderen Arbeit, der Hausarbeit, stehen. Die „neuen“ Kompetenzen werden vorrangig über den Beruf, durch die Erfahrung gesellschaftlicher Kooperation, vermittelt; sie sind deshalb auch durch Arbeitslosigkeit bedroht.

2. Unterschiedliche Reproduktionsmilieus der arbeitslosen Mädchen

In unserem Sample sind die *Töchter aus dem Arbeitermilieu* in der Mehrzahl. Die Väter haben meist eine handwerkliche Lehre und arbeiten jetzt etwa als Elektriker, Kraftfahrer, kleine Angestellte bei der Post; Facharbeiter sind selten darunter. Die Mütter haben oft keine Ausbildung; sie arbeiten z.B. als Verkäuferin, Köchin, Bedienung, Putzfrau. Die Familien konnten ihre Reproduktion fast immer nur durch den Verkauf der Arbeitskraft beider Eltern sichern; ihre Einkommen liegen am unteren Ende der Einkommensskala. Brach die Familie auseinander, was häufig geschah, so wurden manche Kinder zeitweise im Heim untergebracht, weil die Mutter Geld verdienen mußte. Die Eltern, z. T. auch die Geschwister, hatten fast immer Dequalifizierung oder Arbeitslosigkeit erlebt. Die Familien sind größer als der statistische Durchschnitt, die Wohnungen meist recht eng, ein eigenes Zimmer war für die Mädchen keineswegs selbstverständlich. Ihnen ist klar, wie eng der Bereich zugänglicher Arbeitsmöglichkeiten ist. Die Familie und deren Lebenssituation vermittelte ihnen früh die Erfahrung der *Beschränktheit ihrer Lebensmöglichkeiten* und der Notwendigkeit, sich „nach der Decke zu strecken“.

Es gerieten aber auch einige wenige Mädchen aus Familien, die man am ehesten der *Mittelschicht* zurechnen könnte, in unser Sample, weil sie als Schulversagerinnen in der Hauptschule blieben oder von Gymnasium oder Realschule mit Hauptschulabschluß (-Äquivalent) verfrüht abgingen. Ihre Väter sind z. B. Arzt, Regisseur, Dipl.-Kaufmann, selbständiger Handwerker. Die Mütter haben höhere berufliche Ansprüche (z. B. Studium, Kostümbildnerin) und machen nach der Kinderphase eine weiterführende Ausbildung oder engagieren sich sozial und politisch, was für sie Emanzipation von der Familie bedeutet. Tendenziell, trotz einiger Brüche in der Berufsbiographie der Mütter, herrschen hier Erfahrungen der Qualifizierung vor. Die Familien sind eher kleiner und die Wohnungen größer als bei den Arbeiterfamilien. Diese Familien vermittelten, obwohl es ihnen materiell nicht durchgehend gut ging, ihren Töchtern die Überzeugung von der *Offenheit und Verbesserbarkeit ihrer Lebensmöglichkeiten* durch individuelle Anstrengung; Weiterbildung, beruflicher Aufstieg erscheinen ihnen auch später im Leben noch möglich. Im Vergleich dieser Mädchen mit denen aus Arbeiterfamilien arbeiten wir im folgenden die Bedeutung materiell und kulturell unterschiedlicher Herkunftsmilieus für den Umgang mit Arbeitslosigkeit heraus.

Entscheidend sind dabei neben den materiellen die Unterschiede in den *Erwartungshorizonten* der Mädchen. Die Mädchen aus der Mittelschicht können ihre Zukunftsperspektiven in positivem Sinn offenhalten, Zwänge wenigstens gedanklich eine Zeitlang beiseiteschieben. Viele Berufe und Quellen des Geldverdienens sind für sie denkbar; Arbeit und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten beschränken sich für sie nicht auf berufliche Arbeit als Lohnarbeit. Der Erwartungshorizont der Arbeitertöchter ist dagegen enger, diktiert vom Zwang, *jetzt*, unter sehr beschränkten Bedingungen, einen Platz im Lohnarbeitersystem zu finden. Ihrer Phantasie wie auch ihrem Handlungsspielraum sind enge Grenzen gesteckt (vgl. dazu den „Zielwahrscheinlichkeitsraum“ nach MASSARIK 1969: s. a. KREUTZ 1975). Trotzdem erhalten viele ein Konzept des persönlichen Wachstums aufrecht. Mit Arbeitslosigkeit verschließt sich die Zukunft, oder es überwiegen beängstigend negative Aussichten, wie eine lebenslange Perspektive von mehr oder weniger kurzfristigen Jobs und gewollter Arbeitslosigkeit. – Es ist bemerkenswert, wie sich der einmal in der Familie erworbene Erwartungshorizont gegenüber der aktuellen materiellen Basis der Mädchen verselbständigt: Trotz gleichen Schulabschlusses und formal gleich schlechter Position auf dem Arbeitsmarkt bleibt der Handlungs- und Vorstellungsraum der Mittelschicht weiter, auch wenn die finanzielle Situation ähnlich eng ist wie die vieler Arbeitertöchter; die Mädchen gestehen sich selbst, mit oder ohne Einverständnis ihrer Eltern, mehr jugendliche Probi- und Entwicklungszeit zu und investieren mehr in ihre persönliche Entwicklung (Selbstverwirklichung als Leitbild).

3. Berufswahl und berufliche Werdegänge von Mädchen unter dem Druck der Arbeitslosigkeit

Der Abgang von der Schule markiert einen Wendepunkt im Leben der jungen Mädchen: Mit ihrer Entscheidung für einen bestimmten Beruf und für oder gegen eine berufliche Ausbildung nehmen sie zum ersten Mal selbst ihr Leben in die Hand, beginnen sie selbst die Grundlage für eine spätere eigenständige Lebenssicherung und -führung herzustellen.

Diese Entscheidung verlangt immer schon eine Kanalisierung ihrer Begabungen und Fähigkeiten in die reduzierten Möglichkeiten dieses Lohnarbeitssystems. – Als sie 1977 und 1978 die Schule verließen, waren die Mädchen aus der Arbeiter- und aus der Mittelschicht gleichermaßen von Arbeitslosigkeit bedroht. Dennoch haben beide Gruppen unterschiedliche Entscheidungshaltungen in bezug auf Beruf und spezifische Auseinandersetzungsformen mit Arbeitslosigkeit gezeigt.

3.1. Arbeitertöchter: Das Wenige sichern und das Bestmögliche suchen

„Arbeiterjugend“ als Lebensphase ist gekennzeichnet durch den Prozeß der Integration in das System beruflicher Arbeit, sei es durch eine berufliche Ausbildung oder in einer Anlern Tätigkeit (ONNA 1976). Auch für weibliche Jugendliche ist es in dieser Lebensphase selbstverständlich geworden, die Ablösung vom Elternhaus in materieller Hinsicht über den Beruf vorzubereiten. Ihre Berufswahl und die Entscheidung für oder gegen eine Ausbildung ist aber nicht nur konstitutiv für die aktuelle Lebenslage, sondern auch weichenstellend für die allernächste und spätere Zukunft. Ihnen muß es jetzt darum gehen, die Voraussetzungen für eine relativ sichere und kontinuierliche Berufstätigkeit zu schaffen.

Der *Erwartungshorizont* der Mädchen ist insofern „unbescheidener“ geworden, als eine Lehre von der überwiegenden Mehrheit der ehemaligen Hauptschülerinnen als selbstverständliches Ziel angestrebt wird. Über dieses berufliche Niveau hinaus gehen ihre Erwartungen nicht: In ihren Augen stellt es – im Vergleich zur beruflichen Qualifikation ihrer Mütter etwa – schon eine Verbesserung dar. Stand das Propagieren einer beruflichen Ausbildung im Zuge der Bildungsexpansion noch unter dem Motto der Chancenverbesserung und größerer Entfaltungsmöglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt, so bekommt die verstärkte Neigung der Mädchen zur beruflichen Ausbildung unter restriktiven Arbeitsmarktbedingungen einen eher defensiven Charakter: Eine Lehre soll vor drohender Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt schützen¹. Allerdings verbinden die Mädchen mit dem Wunsch nach Ausbildung weiterhin auch eine starke Lernmotivation und die Hoffnung auf persönliche Entwicklung und *Erweiterung ihrer Handlungsmöglichkeiten*. Sie erwarten, in einer Lehre berufliche Kenntnisse umfassender erwerben zu können, weniger einseitig ausgerichtet als in einer Anlern Tätigkeit und damit auch interessanter und vielfältiger einsetzbar; sie meinen, länger und geduldiger eingewiesen zu werden und später selbständig arbeiten zu können. Sie wollen jetzt einen Beruf ergreifen, um über selbstverdientes Geld und damit auch über mehr Konsumfreiheit verfügen zu können, um neue soziale Erfahrungen zu machen, um Bestätigung zu erhalten und an der Erwachsenenwelt teilnehmen zu können.

Eine *Alternative zur regelmäßigen Lohnarbeit* sehen sie daher nicht: Ihre Auseinandersetzungen mit Arbeit, ihre antizipatorische Identifikation und ihre Wünsche bezüglich bestimmter Tätigkeiten machen sich immer fest an den bestehenden Strukturen beruflicher Arbeit. Die Alternative zu dieser Form der Arbeit wäre die Hausarbeit. Das Leben

1 Die Mädchen unseres Sample wurden in ihrer Ausbildungsmotivation von den Müttern fast durchgängig stark unterstützt; allerdings waren immer noch einige Väter der Meinung, eine Lehre lohne sich für Mädchen ja doch nicht.

als „Nur-Hausfrau“ ist für sie in dieser Lebensphase aber weder subjektiv erstrebenswert noch objektiv lebbar, selbst wenn sie früh heiraten. Wichtig wird in diesem Zusammenhang, daß für die Mädchen die Zeit sehr knapp ist, in der sie die Grundlage für eine „sichere“ Existenz und eine befriedigende Arbeit herstellen müssen. Was sie jetzt nicht erreichen, ist später kaum mehr aufzuholen. Das verstärkt die *Unsicherheit* der Mädchen, die angesichts der Unkenntnis beruflicher und betrieblicher Strukturen verständlich ist. Sie wissen oft gar nicht, wo ihre individuellen Fähigkeiten und Begabungen liegen, wollen sie aber zur Grundlage ihrer Berufswahl machen².

Unter dem Druck der Arbeitslosigkeit ergeben sich für *Berufswahl und Berufseinstieg* besondere, zusätzliche Probleme. Unter restriktiven Arbeitsmarktbedingungen antizipieren und erleben die Arbeiter-töchter, daß die geringen Wahlmöglichkeiten, die sie als Mädchen von der Hauptschule haben, weiter eingeschränkt sind. Sie sind also gezwungen, ihre Interessen mit dem geringen Angebot an möglichen Ausbildungsstellen in Einklang zu bringen. Berufsfindung, -entscheidung und Stellensuche lassen sich bei vielen Mädchen gar nicht mehr trennen. Die *Suche nach einer Ausbildungsstelle* wird so zum Probehandeln: Noch in der Schule werden „unrealistische“ Wünsche, wie Arzt- oder Apothekenhelferin, Bürokaufmann usw., aufgegeben. Jetzt „schauen sie sich um, was es für Hauptschülerinnen so gibt“. Dieses tastende Herangehen an den Ausbildungsstellenmarkt darf aber nicht nur als Anpassung an dessen Strukturen gesehen werden, man muß es auch als Versuch der Mädchen ernstnehmen, ihre Unsicherheit in bezug auf den „richtigen“ Beruf praktisch zu lösen.

Allerdings besteht der Zwang, eine „sichere“ Lehrstelle mangels Alternativen auch anzunehmen. Nur wenige Mädchen haben Lehrstellen von sich aus abgelehnt, sondern „es halt mal ausprobiert“. Scheitern sie aber, dann kann dieses Verhalten leicht zum Bumerang werden: Als Lehrabbrecherinnen haben die Mädchen dann noch geringere Konkurrenzchancen auf dem Ausbildungsstellenmarkt, denn sie gelten als unzuverlässig und wenig anpassungsbereit. Ihr Versuch, eine falsche Entscheidung zu revidieren, wird zu ihren Ungunsten ausgelegt. Die Suche nach einem Ausbildungsplatz wird um so „aussichtsloser“, je näher der Beginn des Ausbildungsjahrs rückt. Mit erstaunlicher Hartnäckigkeit suchen die Mädchen trotz oft 30 bis 40 vergeblicher Bewerbungen weiter. Immer mehr glauben daran, durch das „Offenhalten“ der Berufswahl sich die Chancen auf „irgendeine“ Lehre zu wahren. Sie hoffen, der drohenden Arbeitslosigkeit zu entgehen, wenn sie allmählich ihre Ansprüche an inhaltliche Tätigkeit, Qualifiziertheit und längerfristige Integrationsmöglichkeiten, die sie bezüglich einer Ausbildung haben, senken. Insgesamt erweist sich die *Ausbildungsmotivation* der Arbeiter-töchter als länger resistent gegenüber der zermürbenden Erfahrung vergeblicher Stellensuche und Arbeitslosigkeit als die konkreten Berufswünsche.

Unsere Untersuchung zeigt, daß den Mädchen eigentlich nur zwei Ausbildungsberufe offenstanden: Friseurin und Verkäuferin. Weniger aus Neigung denn aus Sicherheitserwägungen heraus haben viele diese Ausbildungen begonnen. Sie brechen die Lehre ab, weil

2 Gerade in dieser Unsicherheit helfen Schule und Berufsberatung wenig. Der Wunsch der Mädchen, im Arbeitsamt von möglichen Alternativen zu erfahren bzw. Entscheidungshilfen zu bekommen, wird meist enttäuscht. Nahegelegt wird ihnen ein bescheidenes Anpassen an die herrschenden Arbeitsmarktstrukturen (vgl. dazu auch HÜBNER-FUNK 1979).

sie in der Arbeit ihre Lernmotivation nicht soweit unterdrücken können, daß es ihnen gleichgültig ist, nur als billige Handlanger beschäftigt zu sein oder nicht genug Zeit zum Lernen zu bekommen. Die Mädchen erwarten ein bißchen Verständnis, etwas emotionalen Vorschub, ein Stück Vertrauen in ihre Fähigkeiten. Oft spielt beim Lehrabbruch eine Rolle, daß sie dies nicht erhalten und als Lehrlinge, auf der untersten Stufe der Hierarchie, ein „schlechtes Betriebsklima“ am deutlichsten zu spüren bekommen. Nach einem Lehrabbruch nehmen zwar noch einige Mädchen einen erneuten Anlauf und versuchen noch einmal, eine Lehrstelle zu finden; aber nur wenigen aus unserem Sample ist es überhaupt gelungen, und auch dieser zweite Versuch schlug fehl. Insgesamt nimmt die Motivation der Mädchen, nochmals eine Ausbildung zu beginnen, schon nach dem ersten Lehrabbruch deutlich ab. Sie erwarten auch in anderen Betrieben ähnliche Ausbildungsbedingungen und rechnen sich wenig Chancen aus, jetzt noch eine Stelle in einem „guten“ Ausbildungsberuf zu finden.

Einen ähnlichen Enttäuschungsprozeß machen die Mädchen durch, die nach langer, vergeblicher Suche bis zum Beginn des Ausbildungsjahrs keine Lehrstelle gefunden haben und dann doch eine un- oder angelernte Arbeit annehmen. Grund dafür ist nicht nur die materielle Lage der Herkunftsfamilie, sondern auch die Dynamik der Arbeitslosigkeit selbst: Irgendeine Arbeit ist immer noch besser, als zu Hause zu sitzen, Hausarbeit für die ganze Familie machen zu müssen, sich zu langweilen und nutzlos zu fühlen. Bei den meisten Mädchen wird durch die Aufnahme ungelernter Arbeit ein *Marginalisierungsprozeß* in Gang gesetzt. Oft finden die Mädchen nur zeitlich befristete Aushilfstätigkeiten, die keine zukünftige Perspektive eröffnen. Diese Arbeit zieht erneute Arbeitslosigkeit nach sich; latente Dauerarbeitslosigkeit, ab und zu von „Jobs“ unterbrochen, kann festgeschrieben werden.

Dauert die Arbeitslosigkeit länger an, führen die starken Belastungen oft zu einer (vorübergehenden) Lähmung der Aktivität der Mädchen. Dies zeigt sich besonders deutlich bei der Arbeitssuche. Aber auch die vorangegangenen Arbeitserfahrungen verlieren an Lebendigkeit. Die Auseinandersetzung damit wird sozusagen stillgelegt. Nur wenige sind in der Lage, Konsequenzen für die Suche nach neuen Arbeitsstellen zu ziehen. – Nur in seltenen Ausnahmen wird durch Arbeitslosigkeit die *Identifikation mit Arbeit* (als Lohnarbeit) an sich in Frage gestellt. Schon vor jeder konkreten Lohnarbeitserfahrung haben sich die Mädchen mit Arbeit als Lebensäußerung und Lebenssicherung auseinandergesetzt³. Ihre Erwartungen, Ansprüche und Hoffnungen bezüglich der Arbeit werden in der Arbeitslosigkeit offenbar stärker aus diesen vorgängigen Quellen gespeist als von den überwiegend negativen Arbeits- und Lehrerfahrungen. Dadurch wird ein gewisses Resistenzpotential gegen die resignative Anpassung wachgehalten. Dies ist um so notwendiger, als die Lebenssituation arbeitsloser Mädchen aus der Arbeiterschicht gekennzeichnet ist durch starke Belastungen, die subjektiv, je länger die Arbeitslosigkeit andauert, immer unerträglicher werden. Um der Langeweile, der Sinnlosigkeit, dem Geldmangel, den vielfältigen Beschränkungen und nicht zuletzt dem Druck der Eltern zu enttrinnen, bleibt nur die Lohnarbeit. Die besondere Problematik liegt darin, daß in der

3 Diese Identifikation mit Arbeit wird über Personen vermittelt. Bedeutsam für die Mädchen ist dabei die Mutter, vor allem was die Sozialisation zur Hausarbeit anbelangt. Sie ist aber auch oft die Vermittlerin von Orientierungen außerhäuslicher Arbeit, ähnlich wie der Vater.

Arbeitslosigkeit dann leicht die längerfristige Bedeutung des Berufs in den Hintergrund tritt: Jetzt soll er nur noch die Arbeitslosigkeit beenden. Das neue, noch unsichere Verhaltensmuster von Mädchen, dem Beruf im eigenen Lebenslauf eine längerfristige Bedeutung zuzumessen und dementsprechend auf Qualifizierung Wert zu legen, wird brüchig⁴.

Aus dieser Zwangslage heraus nehmen Mädchen immer wieder Arbeit an, von der sie eigentlich wissen, daß sie sie nicht lange ausüben wollen oder können. Falls durch Arbeitslosigkeit nur ihre Motivation zur Lehre, nicht aber die zum Lernen reduziert ist, sind manche Mädchen in der Lage, den Teufelskreis von miesen Jobs und Arbeitslosigkeit zu durchbrechen. Wenn sie an einem Arbeitsplatz den Eindruck gewinnen, es lohne sich für sie doch, sich einzusetzen und durchzuhalten, dann werden auch wieder Interessen wach und Bedürfnisse an Arbeit lebendig. Aber erst der Beruf gibt ihnen die sichere Basis für das Nachdenken, das Einholen alter Wünsche und Interessen.

Zumindest auf der Ebene von un- und angelernter Arbeit wollen die Mädchen ihre Ansprüche einbringen. Sind sie unzufrieden mit ihrer Arbeit, dann suchen sie nach besseren, vielversprechenderen Jobs. Jetzt auch werden die *früheren Arbeitserfahrungen reaktiviert* und dienen als Maßstab für die Festlegung von Prioritäten. Dabei ist es keinesfalls nur der Wunsch nach besserer Bezahlung, der die Mädchen antreibt, sondern auch der Anspruch, weniger belastende Arbeit zu machen, selbständiger arbeiten zu können, befriedigenden Kontakt zu haben und mehr Anerkennung zu erhalten. – Die *häufigen Wechsel* auf der Suche nach „besserer“ Arbeit thematisieren die Mädchen als wichtige Lebenserfahrung, als Gewinn für die eigene Persönlichkeit und Entscheidungsfähigkeit. Sie wissen aber auch, daß sie mit diesem „wechselhaften“ Verhalten ihre Chancen in der Konkurrenz um „gute“ Arbeit verschlechtern.

Einigen Mädchen ist es inzwischen gelungen, relativ befriedigende Arbeitsplätze oder (in wenigen Fällen) Lehrstellen zu finden. Erstaunlicherweise wollen sie sich damit nicht zufrieden geben, sondern denken weiter an mögliche berufliche Verbesserungen. So regte die Bürotätigkeit in einer Fahrschule Rebekka dazu an, längerfristig die Ausbildung zur Fahrlehrerin ins Auge zu fassen; Marianne will über den Umweg einer Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann doch noch ihren Wunschberuf erreichen. Die Lehre hält sie durch mit dem Ziel, damit die Voraussetzung für die Aufnahme in eine Fachschule für Dekorateur zu schaffen.

Wenn die Mädchen keine Ansatzpunkte für Identifikation in der Arbeit finden, reduzieren sie ihre Erwartungen an den Beruf. Manche können deshalb den aufgezwungenen Verhältnissen nur Passivität entgegensetzen. Mira geht in die Fabrik, obwohl sie die Arbeit haßt und auch der Lohn niedrig ist. Sie sucht nicht bessere Arbeit, sondern hofft, als Jungverheiratete, auf ein Kind, das sie vorübergehend von der Lohnarbeit befreit. Elisabeth hört immer wieder auf, wenn ihr die Jobs als Küchenhilfe oder Bedienung nicht mehr gefallen. Nach einiger Zeit der Arbeitslosigkeit sucht sie wieder eine neue Stelle, aber nie unter der Perspektive, bessere Arbeit zu finden, sondern wieder Geld zu verdienen.

Deutlich wird an den „Werdegängen“ der Arbeitertöchter nach der Arbeitslosigkeit, wie stark die engen Grenzen des Milieus wirksam werden, wenn sie sich in den Bedingungen des Arbeitsmarkts widerspiegeln. Sie zeigen sich auch darin, daß der äußere Druck in der

4 Nur einige wenige Mädchen versuchen, die Zeit für Weiterqualifizierung zu nutzen, etwa den qualifizierenden Abschluß nachzumachen. Bei ihnen führt die Erfahrung von Arbeitslosigkeit dazu, jetzt erst recht auf Qualifizierung zu setzen, in der Hoffnung, daß sie interessantere Berufe und sichere Arbeitsmöglichkeiten eröffnet.

Arbeitslosigkeit und die Belastungen für die betroffenen Mädchen so zunehmen, daß nur für wenige Ausnahmen diese Zeit als Moratorium gelten kann. Zeit, in Ruhe über eigene Vorstellungen und Wünsche Klarheit zu bekommen, finden nur die Mädchen, die einsichtige Eltern haben und deren finanzielle Situation zu Hause entspannt ist (z.B. wenige Kinder, die [noch] zu versorgen sind). Retrospektiv beurteilen viele Mädchen die Arbeitslosigkeit als Zeit der Reifung; sie ist jedoch nie in dem Sinne Moratorium gewesen, daß die Mädchen, unbelastet von früher Verantwortlichkeit, sich ausprobieren konnten. Gerade weil die objektiven Strukturen die individuellen Handlungsmöglichkeiten so einschränken, wird der subjektive Gegenzug der jungen Frauen um so wichtiger. Nur die, die nicht lockerlassen und sich ihren Traum vom besseren Leben, vom Beruf, der Spaß macht, bewahren, können innerhalb dieses Rahmens noch positive Veränderungen, eine günstigere Weichenstellung für die Zukunft herbeiführen. Die Kraft für diese aktive Auseinandersetzung finden allerdings nur die Mädchen, die aus anderen Lebensbereichen die Erfahrung von Selbstsetzung, Interessendurchsetzung und Unterstützung mitbringen.

3.2. Mädchen aus der Mittelschicht: Vieles ausprobieren, um zu sich selbst zu finden

Für die Mädchen aus der Mittelschicht hat der *Beruf* eine wesentlich *andere Bedeutung* als für Mädchen aus der Unterschicht. Die Mittelschichtmädchen, die eigentlich eine höhere Schulbildung erwerben wollten, erwarteten eine *längere Jugendzeit*, in der sie von beruflichen und familialen Verantwortungen freigestellt sind. Durch den Bruch in ihrer Schulkarriere müssen sie sich nun – früher, als erwartet, und unter ungünstigeren Bedingungen, als geplant – Gedanken über ihre berufliche Zukunft machen. Ihre Wünsche und Erwartungen sind, soweit explizit vorhanden, ungleich höher als die beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten, die ihnen nun mit Hauptschulabschluß offenstehen. Eine Lehre bedeutet für sie nicht das Versprechen auf „bessere“ Arbeit oder Schutz vor Marginalisierung, sondern eher zu frühe und zu lange Festlegung auf ein eingegrenztes Feld von Fähigkeiten und Erfahrungen. Jugend ist für sie eine viel längere Phase, in der Umwege und Irrwege gestattet sind. Deshalb können die Mädchen aus der Mittelschicht mit der Unsicherheit über ihre Pläne ganz anders umgehen als Arbeitertöchter: Sie können sich Zeit lassen, nachdenken, ausprobieren. Eine „endgültige“ Entscheidung drängt nicht, und die einmal getroffene „Entscheidung zur Probe“ („Ich wollte mal sehen, ob das nicht was für mich ist“) sehen die Mädchen als schnell revidierbar an. Im Grunde genommen sind sie noch gar nicht daran interessiert, sich jetzt schon dauerhaft in den Produktionsprozeß zu integrieren. Deshalb setzen sie sich auch kaum antizipatorisch mit den „üblichen“ Berufswegen für Hauptschülerinnen auseinander.

Anders ist auch der *Umgang mit den Arbeitserfahrungen* und die Weise, wie *Arbeitslosigkeit erfahren wird*. Alle diese Mädchen haben nach dem Abgang von der Schule, zumeist nach längeren „Ferien“, den Versuch unternommen zu arbeiten. Wenn sie überhaupt mit dem Gedanken spielten, eine Lehre zu beginnen, dann eher aus handwerklich-künstlerischem Interesse. So suchten sie etwa Stellen als Töpferin oder Schreinerin. Manche der Mittelschichtmädchen gehen mit großer Neugier und dem Vorsatz, möglichst viel kennenzulernen, an ihre ersten Arbeitsstellen heran. Das impliziert von ihrer Seite eine

gewisse Unverbindlichkeit der Entscheidung; sie nehmen bestimmte Arbeitsstellen nur mit dem Bewußtsein zeitlicher Begrenzung an. Wenn ihnen die Arbeit langweilig wird oder nicht so interessant ist, wie erwartet, geben sie sie wieder auf. Ihnen muß es weniger darum gehen, schnell den „richtigen“ Beruf zu finden. Sie verbinden mit diesen häufigen Wechseln eher die Idee, möglichst unterschiedlichen Anforderungen ausgesetzt zu werden und sozusagen alle Seiten ihrer persönlichen Fähigkeiten zu testen. Außerdem reizt sie der Gedanke, sich in sehr unterschiedlichen sozialen Situationen zurechtzufinden. Daher wechseln manche Mädchen auch zwischen einem Job bei einem Restaurateur und Putzarbeit oder einer Arbeit als Spülerin; sie machen zeitweise Aktphotos und arbeiten dann bei der Post. Für sie bedeutet dieser Wechsel zwischen „guten“ und „miesen“ Jobs keine Marginalisierung, und auch objektiv scheinen ihnen durch dieses „wechselhafte“ Verhalten weniger Barrieren zu erwachsen.

Die *Arbeitslosigkeit* selbst wird von den Mädchen aus dem Mittelschichtmilieu – trotz der Belastungen, wie Langeweile, Geldmangel und Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls, unter denen auch sie leiden – vor allem als „Zeit für sich selbst“ empfunden. Sie sehen die Möglichkeit, Erfahrungen zu verarbeiten, auf dieser neuen Grundlage sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Sie begreifen Arbeitslosigkeit als Chance, ihre nicht-beruflichen Fähigkeiten zu entwickeln, zu malen, zu dichten, zu singen. Arbeitertöchter dagegen konnten immer erst dann ihre persönlichen Konflikte an sich herankommen lassen, wenn sie ihr größtes aktuelles Problem, die Arbeitslosigkeit, gelöst hatten. Arbeitslosigkeit ist aber auch für die Mädchen aus der Mittelschicht eine *Zeit der großen Unsicherheit*: Die Instabilität und Labilität dieser Lebenssituation kommt bei ihnen ganz deutlich zum Vorschein. Sie sind stärker dem Wechselbad von positiven Möglichkeiten (Zeit und Muße, selbstgewählten Beschäftigungen nachzugehen etc.) und von Belastungen durch Arbeitslosigkeit ausgesetzt. Sie suchen die Unsicherheit dieser Lebenssituation, um sich darin zu bewähren, aber sie erleben auch tiefe Depressionen und Existenzängste.

Erst nach einer gewissen Zeit wird Arbeitslosigkeit auch für sie zu einem *materiellen Problem*, aber nie in dem Ausmaß wie für die Arbeitertöchter. Zumeist werden die Mädchen noch relativ großzügig von den Eltern unterstützt. Mit der Zeit aber nehmen die Auseinandersetzungen über ihren Lebensstil zu, und selbstverdientes Geld ist für sie dann auch eine Möglichkeit, den Vorhaltungen der Eltern auszuweichen. Stärker wird der Druck der Eltern, wenn sich die Mädchen überhaupt weigern, sich längerfristig in Lohnarbeit zu integrieren, und Alternativvorstellungen entwickeln; sie denken dann entweder an eine künstlerische Existenz (nicht Karriere!) als Sängerin oder Malerin, oder sie träumen von einem Leben auf dem Land, wo Arbeit und Zusammenleben mit anderen Menschen in eins fällt. Nur weil sie überhaupt schon mit einer gewissen Distanz die Auseinandersetzungen mit beruflichen Strukturen beginnen und sich von ihrem Erwartungshorizont her auch nicht auf die wenigen beruflichen Möglichkeiten beziehen müssen, die Hauptschulabgängerinnen normalerweise offenstehen, können sie, von materiellen Zwängen eher unbeeindruckt, eine so tiefgreifende Kritik am System beruflicher Arbeit leisten und zugleich das weite Spektrum ihrer Erwartungen aufrechterhalten.

Auffallend ist die *starke Trennung zwischen „Jobdenken“ und „eigenlichen“ Arbeitsinteressen*, die sich in der Auseinandersetzung der Mädchen aus der Mittelschicht mit diesen verschiedenen Formen von Arbeit zeigt. War früher noch Neugier auf unterschiedliche

betriebliche und berufliche Situationen vorhanden und fehlte es auch nicht an reflektierter Auseinandersetzung, so tritt allmählich eine Abschottung gegenüber diesen beruflichen Erfahrungen ein. Nicht mehr berufliche Erfahrungen sind das Ziel, sondern „schöpferische Arbeitslosigkeit“. In der Arbeitslosigkeit aber fehlt den Mädchen dann oft der Elan und auch der Druck, sich nun tatsächlich entschieden an die Verwirklichung ihrer Wünsche vom „eigentlichen Leben“ zu begeben. Sie vertrauen der Zeit und haben damit auch wieder recht: Wenn sie tatsächlich gegen die Norm leben wollen, bedarf das einer großen persönlichen Stabilität und Sicherheit, die sie noch nicht spüren. In der Zweitbefragung zeichnete sich bei den meisten von ihnen aber eine große Unzufriedenheit mit ihrer Lebenssituation ab: Der Schwebezustand des „ich möchte gern, ich könnte vielleicht“ soll jetzt auch durch konkrete Anstrengungen für ein Ziel abgelöst werden. Doch bei den meisten ist die Situation noch offen.

Arbeitertöchter sind viel früher und stärker gezwungen, sich an den Strukturen gesellschaftlicher Realität, wie sie ihnen z. B. auf dem Arbeitsmarkt entgegenstehen, zu reiben und sich damit auseinanderzusetzen. Sie müssen sich aktiv Nischen schaffen im System beruflicher Arbeit. Die Mädchen aus der Mittelschicht gehen zeitweise immer wieder arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern, sie wollen sich aber längerfristig nicht aktiv engagieren, weil sie gerade von Selbstverwirklichung außerhalb üblicher Berufsstrukturen träumen. Die Gefahr, die dabei besteht, sehen die Mädchen selbst: Daß sie die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Realität vernachlässigen zugunsten eines oft folgenlosen Phantasielebens. Da die Arbeitertöchter schneller gezwungen werden, Prioritäten zu setzen, sind sie auch früher genötigt, denkbare und wünschbare Alternativen wegzudrücken: Sie sind früher erwachsen, im positiven wie im negativen Sinn.

4. Arbeitslosigkeit und Familienbeziehungen

Es zeichnen sich charakteristische Unterschiede in Familiensituationen und -beziehungen zwischen den Arbeiter- und Mittelschichtmädchen ab. So finden sich bei letzteren weniger scharfe Brüche in ihrer Biographie, vor allem keine Unterbringung im Heim oder bei Pflegeeltern, wie in den Arbeiterfamilien. Die Mittelschichtfamilien können ihren arbeitslosen Töchtern länger und großzügiger materielle Unterstützung gewähren. Es geht ihnen mehr um ein Einhalten gesellschaftlicher Normen: Sie wünschen, daß die Mädchen etwas für eine halbwegs standesgemäße Berufskarriere tun. Es gilt die Maxime: „Du mußt selbst wissen, was du tust.“ Das impliziert, daß innerhalb der Familie mehr Distanz möglich ist als in Arbeiterfamilien, aber auch mehr Gleichgültigkeit herrscht: durch individualistischere Beziehungen, mehr Eigenleben und divergierende Interessen aller Mitglieder, auch der Mütter. Auch die größeren Wohnungen spielen dabei eine Rolle. In den Arbeiterfamilien steht die Tochter oft unter direktem Druck zu arbeiten, und zwar kontinuierlich, nach der Maxime: „Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn du weder Geld heimbringst noch eine Lehre machst, d. h. etwas für deine Zukunftssicherung tust.“ Die Familie als materielles Sicherungssystem wird in Frage gestellt, wenn ein Mitglied ausscheret.

Die Mädchen haben auch nach Herkunft unterschiedliche Auseinandersetzungsstrategien mit der Familie gelernt: Die *Mittelschichtmädchen* können mehr auf ihre Selbstbestim-

mungsansprüche pochen, mit den Eltern argumentieren und sich von der Familie absetzen: ins eigene Zimmer, manchmal auch durch Auszug in eine Wohngemeinschaft. Die *Arbeiteritöchter* wissen, daß sie in der Familie Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung nur als Berufstätige erreichen können. Einige Mädchen hatten wenig Chancen, eigene Interessen klar zu entwickeln. Ein Rückzug in der Familie, in der Wohnung, ist meist schwer möglich. Manchen bleibt nur passiver Widerstand, und oft gibt es handfeste Auseinandersetzungen. Die Familie ist für die meisten Mädchen kein stabiler Schutzraum, sondern schon früher gekennzeichnet durch Erfahrungen von latenten oder vollzogenen Brüchen, Scheidung der Eltern oder ihrer eigenen Trennung von den Eltern (Unterbringung im Heim, bei Verwandten oder Pflegeeltern). Die Mädchen haben, das wird in den Erstinterviews deutlich, aus ihren familiären Erfahrungen in der Kindheit ein Gefühl entwickelt, wie tragfähig ihre Familienbeziehungen sind; entsprechend gut oder schlecht können sie sich in der Arbeitslosensituation auf die Herkunftsfamilie als Lebensraum und -sicherung verlassen. Jetzt werden Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche zum zentralen Thema und zur Bewährungsprobe der familiären Beziehungen. – Das aktuelle Eltern-Tochter-Verhältnis spiegelt sich für uns am deutlichsten in der Art der *elterlichen Kontrolle*.

Manche Eltern kontrollieren die jugendlichen Töchter durch schlichte Bevormundung, andere durch Vorwürfe, Angriffe und Diskriminierung als faul und arbeitsscheu; einige lassen die Tochter einfach gewähren – ob aus Respekt vor ihrer Selbständigkeit oder aus Gleichgültigkeit, das bleibt oft unklar; in einigen wenigen Familien wird offen diskutiert und argumentiert, und es gibt keine unbegründeten Ge- oder Verbote. Diese Beziehungsformen haben starken Einfluß darauf, wie die Probleme der Berufswahl und Arbeitssuche von der Familie behandelt werden und ob die Mädchen ihre Interessen einbringen und entwickeln können. Die Mädchen, die von ihren Eltern bevormundet oder angegriffen und mit Vorwürfen angetrieben werden, erfahren eine Einengung ihrer Handlungsfähigkeit; Selbständigkeit können sie nicht entwickeln und wird ihnen nicht zugestanden. Gerade im Widerspruch zwischen Unselbständigkeit und notwendigem Unabhängigkeitsstreben als Jugendliche wird die Eigenaktivität dieser Mädchen, ihre Situation zu verändern, behindert oder gar gelähmt. Einige verstricken sich dabei in Apathie oder passiven Widerstand, weil äußere Anstöße und Tagesstrukturierungen durch den Beruf wegfallen. Sie werden handlungsunfähig (Fallschilderung in: BILDEN/DIEZINGER/MARQUARDT 1980). Wo die Familie die Mädchen gewähren läßt, sich nicht weiter kümmert, fühlen sich diese meist hingelassen; denn in der labilen Situation der Arbeitslosigkeit brauchen sie die emotionale Unterstützung der Familien, um Sicherheit zu entwickeln und das Vertrauen, selbst etwas in die Hand nehmen zu können. Familien mit offenem Diskussionsstil, mit emotionaler Bindung und Respektierung auch der Kinder als eigenständiger Personen, scheinen am ehesten eine solche Unterstützung zu geben. Denn sie lassen genügend Selbständigkeit zu, daß die Mädchen ohne Druck, in eigener Verantwortung, mit Arbeitslosigkeit umgehen können.

Man kann sagen: Wie die Mädchen die Ablösung von der Familie, den Aufbau eines eigenen Lebensstils trotz Arbeitslosigkeit und die Auseinandersetzung mit Beruf und Arbeitslosigkeit angehen können, ist davon bestimmt, wieviel Halt bisher in den Familienbeziehungen aufgebaut werden konnte bzw. wie gut oder schlecht das Verhältnis der Mädchen zu Eltern und Geschwistern, auch schon vor der Arbeitslosigkeit, war.

Die *Ablösungskonflikte*, in denen die Jugendlichen stehen, werden bei allen durch die Arbeitslosigkeit geprägt, da sie die Mädchen emotional und materiell besonders abhängig von der Familie macht. Umgekehrt färben auch die Ablösungskonflikte in ihrer spezifischen Form die individuelle Auseinandersetzung mit der Arbeitslosigkeit.

Die Bereiche in der Jugend, die in der Familie auch sonst kritisch und konfliktgeladen sind, insbesondere die Übernahme von Hausarbeit und das Freizeitverhalten, werden nun zu verschärften

Streitpunkten. Hier gilt die Regel: Wenn ein Mädchen schon nicht arbeitet, soll sie wenigstens mehr, oft auch sehr viel, wenn nicht sogar die ganze Hausarbeit machen. Die von den Müttern zugewiesene und kontrollierte Hausarbeit im elterlichen Haushalt ist den Mädchen jedoch lästig, oft auch verhaßt. Hausarbeit können sie nicht als für sich sinnvolle Ausfüllung ihres Zuviels an freier Zeit und als Zeitstrukturierung im Einerlei des Arbeitslosentages erleben, sondern Hausarbeit hält sie im Elternhaus und behindert sie dabei, ihren eigenen Lebensstil, mit anderen Jugendlichen, an halböffentlichen Orten zu leben; sie ist jetzt keine „richtige“ Arbeit für sie. Die Mädchen versuchen oft, sich der Hausarbeit zu entziehen, aber das gelingt ihnen in ihrer Situation kaum (vgl. DAHLKE/DIEZINGER/MARQUARDT/BILDEN 1981).

Etliche Eltern scheinen gegenüber dem Freizeitverhalten, vor allem dem Weggehen, ihrer Töchter die Einstellung zu haben: Wer nicht arbeitet, hat auch keinen Anspruch auf Spaß und Entspannung, und zumal Mädchen haben möglichst wenig Zeit außer Haus zu verbringen. Dabei erleben die Mädchen den Familienalltag meist als frustrierend und als sehr belastend, je nach den familiären Beziehungen: Entweder sind sie tagsüber allein, oder sie müssen jüngere Geschwister beaufsichtigen. Wenn die berufstätigen Familienmitglieder nach Hause kommen, haben die arbeitslosen Mädchen zurückstecken, denn die Bedürfnisse der Berufstätigen gehen vor. Manche möchten sich dann am liebsten verkriechen.

Die normalerweise enge und ambivalente *Mutter-Tochter-Beziehung* (HAMMER 1979; MOELLER-GAMBAROFF 1977) wird in der für beide schwierigen Ablösungsphase zusätzlich belastet; denn die Mutter fühlt sich oft besonders verantwortlich für die Berufsausbildung als Existenzsicherung der Tochter und übt deswegen Druck aus; sie ist diejenige, welche die Tochter, gerade die arbeitslose, zur Hausarbeit anhält und zu Hause festhält. Gleichzeitig ist sie aber auch *die* familiäre Vertrauensperson für die Tochter. Sie unterstützt die Tochter in der Arbeitslosigkeit am meisten, und es wird auch von ihr am ehesten erwartet. So wird der Abhängigkeits-Unabhängigkeits-Konflikt zwischen Mutter und Tochter strukturell verschärft.

Die Stellung der Jugendlichen in der Familie verschlechtert sich fast immer. Selbst wohlgemeinte Sorge der Eltern kann das Verhältnis zur arbeitslosen Tochter trüben, gerade weil beide, Eltern und Töchter, die bedrückende Notwendigkeit empfinden, daß die Mädchen möglichst schnell den Eingang ins Berufsleben finden. Wenn die Mädchen jetzt nicht arbeiten bzw. etwas für die Berufsausbildung tun, verringert sich meist ihre Durchsetzungsfähigkeit in der Familie. Ihnen fehlt das entscheidende, auch von Eltern und Geschwistern anerkannte Medium des ökonomischen und emotionalen Selbständigwerdens: die berufliche Tätigkeit.

Daß sich die Stellung der Jugendlichen nicht verschlechtert, ist die Ausnahme. Selbst für die Schulabgängerinnen, bei denen die Ablösung(erwartung) noch nicht so weit fortgeschritten ist, gilt dies nur dann, wenn die Beziehungen zu Eltern und Geschwistern vor der Arbeitslosigkeit gut waren. Dann erfahren die Mädchen nicht auch noch die Reaktion der Familie auf ihre Arbeitslosigkeit als zusätzliche Belastung; sie haben Spielraum für Berufsentscheidung und Arbeitssuche. Die Mädchen, deren Beziehungen zu Eltern und Geschwistern vorher schon gespannt waren, erleben extremen Druck, Vorwürfe und Diskriminierung. Sie fühlen sich abgelehnt, aber auch nicht in Ruhe gelassen; denn durch ihre Arbeitslosigkeit ziehen sie die Aufmerksamkeit der Familie höchst negativ auf sich. Etikettierungen als faul, arbeitsscheu, als Hure und als überflüssige Person sind dann an der Tagesordnung. Manchmal werden der Druck und die Schuldzuschreibung von seiten der Familie zur *self-fulfilling prophecy*, wenn nämlich die Mädchen sie übernehmen und sich damit lähmen und die Suchaktivität einstellen („ich bin eben faul“); so bestätigen sie das Bild der Familie. Schlechte Familienbeziehungen tragen in der Arbeitslosigkeit überhaupt nicht. In Extremfällen können sich die Jugendlichen erst dann mit der Arbeitslosigkeit auseinandersetzen und *ihre* Schlüsse daraus ziehen, wenn sie die Familie verlassen haben, mit Freund/in in einer Wohngemeinschaft oder einem (guten)

Heim wohnen und von familiärem Hickhack und Clinch entlastet sind. Gerade aber der Auszug wird durch die Arbeitslosigkeit verhindert.

So wird die *Familie als Bezugspunkt*, wenn auch wider Willen, gerade für weibliche Jugendliche erneut besonders wichtig. Die Arbeitslosigkeit stellt das alte Muster wieder her, daß sie besonders stark an die Herkunftsfamilie gebunden sind. Denn Mädchen werden eher behütet und in Abhängigkeit gehalten. Die Tendenz, engere emotionale Beziehungen herzustellen und emotional sehr abhängig zu sein, ist ein Produkt weiblicher Sozialisation (BECKER-SCHMIDT 1979; BILDEN 1980; SCHENK 1979). Die selbstverständliche Einbeziehung in Hausarbeit wie auch die spezifische, enge Beziehung zwischen Mutter und Tochter binden die Mädchen an die Herkunftsfamilie. – Die Beziehungen der Mädchen zu ihren Familien werden deutlich besser, wenn sie einen sicheren Arbeitsplatz gefunden haben: Sie gewinnen an Selbständigkeit und Anerkennung und vergrößern ihren Handlungsspielraum, auch wenn sie meist zu Hause wohnen bleiben müssen. Arbeitslosigkeit als persönliches Problem kann erträglicher, die Arbeitssuche leichter werden, wenn die Familie materielle und emotionale Unterstützung bietet. Auch dann müssen die Jugendlichen das Wesentliche selbst leisten, aber sie werden nicht zusätzlich belastet und gelähmt. Für viele Mädchen ist jedoch die Familie so etwas wie die „zweite Front“: Eltern und Geschwister vermitteln den Jugendlichen die gesellschaftliche Mißachtung der Arbeitslosen am eindringlichsten (im Wortsinn!).

5. Beziehungen zu Gleichaltrigen

Schenken wir den Medien und der aktuellen wissenschaftlichen Literatur Glauben, so spielt sich das Leben der Jugendlichen vorwiegend unter Jugendlichen ab: In der Clique, in der Gruppe – so heißt es, überspitzt formuliert – versuchen sie, ihren narzißtischen Bedürfnissen entsprechend, sich einen Raum zu schaffen, in dem sie Selbstbestätigung und Wohlbehagen finden können. In dieser Pauschalität kann dies nicht stimmen, schon gar nicht aber für Arbeitertöchter. Es scheint uns notwendig, auf schichtspezifische Unterscheidungen zu achten und Geschlechtsdifferenzen zu betonen, die in Lebensläufen und in unterschiedlichen kulturellen und sozialen Praktiken zum Ausdruck kommen.

Arbeitsaufnahme und die Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie müssen notgedrungen für die Mädchen in der Arbeitslosigkeit die zentralen Bezugspunkte sein, vor allem für die Arbeitertöchter. Die Setzungen und Zwänge von außen sind hier relativ stark, obwohl die Mädchen auch hier eigene Entwicklungen einleiten. Im Gegensatz zu den vorgegebenen Familienbeziehungen, denen die Mädchen sich nicht einfach entziehen können und in denen Abhängigkeit allzu einseitig und schwergewichtig auf seiten der Jugendlichen besteht, gewähren andere Beziehungen zunächst einmal Freiheitsspielräume. Sie bieten ihnen die Möglichkeiten, sich selbst von vornherein eigenständig zu setzen. Die Entwicklung eines eigenen Lebensstils scheint mit Hilfe der *peers* leichter und offener, wenn auch für die Arbeitertöchter von Anfang an deutlich ist, daß Berufsarbeit und materielle Loslösung von der Familie eng mit der gewünschten Eigenständigkeit verbunden sind. Zuwendung, Zärtlichkeit, Vertrauen, Sicherheit, Wärme, Anerkennung und Selbstbestätigung, ein eigenes „*eigenliches*“ Leben, das suchen sie im Zusammensein mit dem Freund, der Freundin, der Clique. Manchmal ist es ein langer und schmerzlicher Prozeß, bis die Mädchen gelernt haben, daß sie aufgrund ihrer spezifischen Lebenssituation der Arbeit Vorrang vor allen anderen Lebensäußerungen einräumen müssen. Einige

Mädchen – vor allem aus der Mittelschicht – wollen die „selbstverständliche“ Hierarchie nicht ohne weiteres annehmen oder für sich akzeptieren: Sie wollen nicht zugunsten von Lohnarbeit und Beruf alles andere, z. B. ihre Beziehung zum Freund, Zeit für sich selbst zu haben, zurückstellen. Daß die Mädchen die Hierarchie nicht fraglos hinnehmen, gilt vor allem dann, wenn sie in der Lohnarbeit nur wenig oder keine Befriedigung finden können, wenn sie also kaum etwas gewinnen, obwohl sie andere vitale Bedürfnisse hintanstellen. – Aber Beziehungen zu Gleichaltrigen bieten, für sich genommen, selbst kurzfristig keine Alternative, die allein gelebt werden kann. Dies gilt auch für die Mädchen aus der Mittelschicht, die ihnen allerdings eine weitaus längere Zeit hindurch eine Vorrangstellung einzuräumen vermögen.

Auch die große Bedeutung der Familie läßt sich durch andere Beziehungen nur zeitweilig relativieren. Die Familie bleibt vielmehr während der Arbeitslosigkeit dominierend, weil die Mädchen vor allem dort Unterstützung oder Diskriminierung erfahren. Diese Beziehungen, die für Mädchen nicht vorrangig in der Clique aufgehen, stellen ein Geflecht dar, das aus der heterosexuellen Zweierbeziehung, aus der Beziehung zu einer Freundin und aus dem Beisammensein mit einer Gruppe besteht. Die Schwerpunkte im *Beziehungsnetz* sind dabei individuell unterschiedlich gesetzt, wenn auch in der Regel die Beziehung zu einem Freund dominiert. Selbst wenn die Mädchen zur Zeit keinen Freund haben, kreisen doch Phantasien, Überlegungen und Pläne der meisten um dieses Thema. Das Eingebundensein in ein Beziehungsnetz ist wichtig für ihr eigenes Wohlbefinden und ihre Stimmungslage, für ihren Mut, ihre Zuversicht bzw. Resignation und damit entscheidend dafür, wie sie ihrer Lebenssituation begegnen.

Insbesondere gehen von Gleichaltrigen auch neue Handlungsimpulse aus: So hat etwa ein Mädchen, seit sie einen neuen Freund hat, aktiv wieder die Arbeitssuche aufgenommen und hofft, bald eine Arbeitsstelle zu finden. Diese Beziehungen haben vor allem für die Arbeitermädchen nicht nur ideellen Charakter als Unterstützung bei der eigenen Identitätssuche und als Bestärkung, einen eigenen Lebensstil zu finden, sie wirken auch aktuell unterstützend, sozusagen in *Feuerwehrfunktion*, wenn die Konflikte mit dem Elternhaus sich überraschend zuspitzen. Wenn sie unerwartet rausgeschmissen werden oder von zu Hause weglaufen – dies haben vor allem die Zweitbefragungen ergeben –, können die Mädchen auf die aktive Unterstützung und Hilfe des Freundes, der Freundin oder der Gruppe rechnen. Hier können sie Unterkunft finden oder kurzfristige materielle Unterstützung in Anspruch nehmen, hier erfahren sie Trost und Zuspruch.

Fast alle Mädchen haben sehr *homogene Kontakte*, sowohl was das Alter als auch was den sozialen Kontext betrifft. Dies gilt insbesondere für die Zeit der Arbeitslosigkeit, denn Kontakte zu inhomogenen Gruppen finden vor allem über den Beruf statt. Einige wenige Mädchen haben Kontakt zu Älteren bzw. zu Leuten aus anderen Schichten und Lebensverhältnissen. Es gibt für die Mädchen unter den Erwachsenen kaum akzeptable Vorbilder, sie finden kaum jemanden darunter, den sie bewundern oder an dessen Leben sie ihr eigenes orientieren möchten.

Daß sie auch kaum Frauen nennen, zeigt aber, wie schwer es für Frauen ist, unter dem Zwang, zwei Lebensbereiche wie Familie und Beruf vereinbaren zu müssen, „beispielhaft“ zu leben. Einige Ausnahmen gibt es in den Familien, in denen die Mütter die Kinder allein und oft unter sehr schwierigen Bedingungen großziehen mußten. Sie sind den Töchtern oft mehr Freundin als Mutter. Die Mütter, die Aufgaben des fehlenden männlichen Parts übernahmen, vereinigen oft positive weibliche und männliche Eigenschaften, wie etwa Einfühlungsvermögen, Durchsetzungskraft und Vitalität, die den Töchtern Möglichkeiten zur Identifikation bieten. Aber auch hier bleibt die

Zuneigung und Bewunderung für die Mutter bei der Tochter gepaart mit der Angst, daß die Mutter ihr zu wenig Raum läßt.

Die *Freundschaft mit einem Jungen* hat für die meisten Mädchen Vorrang. Sie ist besonders „emotional aufgeladen“ und auch vom Sozialprestige her hoch bewertet. Offensichtlich verknüpfen die Mädchen mit der Beziehung zu einem Jungen sowohl für jetzt als auch für die Zukunft eine Grundhoffnung auf Zärtlichkeit, Gemeinsamkeit, Sexualität und Glück. Sie suchen einen Mann, mit dem sie sich verstehen, mit dem sie reden können; jemanden, der „zu ihnen hält“ und mit dem sie „alles machen können“.

Weil der Freund für die Mädchen subjektiv so wichtig ist, ist den Projektionen auf ihn auch ein weites Feld geöffnet. Der Freund wird für vieles in der eigenen Entwicklung weit mehr verantwortlich gemacht, als dies je bei der Freundin der Fall sein könnte. So sehen sich die Mädchen oft durch ihn behindert und eingeschränkt bei Unternehmungen und Interessen, ohne zu sehen, daß sie sich selbst – aus irgendwelchen Ängsten heraus – im Weg stehen. Auch ist der Zwang zur Harmonisierung bei vielen besonders groß, sei es daß sie die Freundschaft als friedliche Gegenwelt zur eigenen Herkunftsfamilie erhalten möchten, sei es daß sie zu Hause kein Vorbild für eine gelungene Auseinandersetzung bei Konflikten vor Augen hatten.

Realität und Vorstellung von einer Zweierbeziehung klaffen jedenfalls für die meisten Mädchen weit auseinander. So behaupten viele, daß es besonders wichtig ist für eine Beziehung, daß man gut miteinander reden könne, geben aber an, daß dies mit ihrem eigenen Freund kaum möglich sei. Die Mädchen können die Diskrepanz zwar benennen, aber sie finden sich meist, wenigstens zeitweise, damit ab und wagen keine offene Auseinandersetzung, um ihre Ansprüche durchzusetzen. Einige wenige Mädchen sehen auch noch den Vorteil, daß Freunde, die schon Geld verdienen, ihnen im Notfall Unterkunft bieten und ihnen finanziell helfen können. Arbeit finden, heißt in diesem Zusammenhang für die Mädchen, daß sie in der Lage sind, diese Abhängigkeit zu beenden und wieder Gegenseitigkeit in den Beziehungen herzustellen. Prinzipiell sind die Mädchen ja auch bereit, dem Freund in einer Notlage zu helfen. – Unsere *zentrale These*, daß Mädchen durch die Arbeitslosigkeit in finanzielle Abhängigkeit geraten, zur Ehe gedrängt werden und sich auf den eigenen Haushalt zurückziehen, hat sich *nicht bestätigt*. Die Mädchen wissen zu genau, daß sie eine Heirat nicht des materiellen Beitrags zur eigenen Familie enthebt, nicht zuletzt kennen sie dies aus der Lebensgeschichte ihrer Mütter.

Die Neuheit der heterosexuellen Beziehungen, die Unerfahrenheit der Mädchen, die Überfrachtung der Freundschaften mit unrealistischen Wunschvorstellungen tragen oft zum plötzlichen Scheitern mit bei. So gibt es denn hier auch die stärksten Einbrüche, die größeren „Dramen“, die in Zusammenhang mit familiären Konflikten oft zu Kurzschlußhandlungen (Suizidversuchen) führen. Vorrangig jedoch stabilisiert Arbeitslosigkeit diese Beziehungen, eben wegen ihrer emotionalen und finanziellen Stützfunktion, auch wenn die Freundschaft schon lange als problematisch erlebt wird. Aber oft können die Mädchen die Krise der Beziehung während der Arbeitslosigkeit noch nicht einmal eingestehen, um sich selbst nicht zu stark ihren Ängsten auszusetzen. Wenn ein anderer Mann oder eine neue Arbeit die Distanzierung erleichtern, können sie nachträglich die damalige Beziehung angstfreier beurteilen.

Arbeitslosigkeit verhindert bei den Mädchen also nicht nur, daß sie Erfahrungen aus ihren beruflichen Tätigkeiten umsetzen, sondern bedeutet auch eine *Stagnation in den Beziehungen*. Die Entillusionierung der Zweierbeziehung wird verhindert. Die Diskrepanz zwischen Vorstellungen und Wünschen und tatsächlichen Möglichkeiten kann erst mit einer einigermaßen befriedigenden Tätigkeit im Rücken, mit Selbstbestätigung durch die

Arbeit und indirekt mit Hilfe beruflicher Kontakte aufgedeckt und beseitigt werden. Die Relativierung der Zweierbeziehung durch den Beruf schafft erst Handlungsfreiräume für die Wahrnehmung der Beziehungsrealitäten. In den wenigen Fällen, in denen der Beruf vorwiegend als zusätzliche Belastung erlebt wird, ist der Druck zur Harmonisierung der Zweierbeziehung geblieben, wenn er nicht sogar verstärkt wird und das Anklammern an den Partner zunimmt.

Freundschaften mit einem *Jungen* zeichnen sich besonders aus durch einen enormen „Überbau“ an Erwartungen und Forderungen gegenüber dem, was tatsächlich geschieht: In der Beziehung zur *Freundin* ist es dagegen genau umgekehrt: Die Befriedigung von Bedürfnissen, der gefühlsmäßige Rückhalt, der anregende Austausch und die kleinen Liebesdienste sind im Alltag wichtiger, als unmittelbar in den Wertschätzungen der Mädchen nach außen zum Ausdruck kommt. Es handelt sich oft um viele Jahre dauernde Freundschaften, die aber gegenüber der Beziehung zum Mann in den Hintergrund treten. Das Gefühl der Gleichheit und Ähnlichkeit mit der Freundin ist vorrangig, die gegenseitige Verständigung gehört eher zum Selbstverständlichen, und das Selbstverständliche genießt dann oft nicht die Wertschätzung, die ihr tatsächlich zukommt. Die Freundschaft gibt alltägliche Sicherheiten, hat aber weniger Spannung, weniger hochgespannte Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche; eine Zukunftsperspektive tritt nicht ins Blickfeld.

Mädchenfreundschaften sind zuweilen auch unsicher, die Freundin kann zur Konkurrentin werden, der Vergleich mit ihr ist direkter. Bei einer Trennung verlieren die Mädchen nicht so leicht das Gleichgewicht. Es gibt gesellschaftlich kein Leidensmuster für den Verlust der Freundin; die Trauer wird weniger intensiv empfunden, weniger zugelassen, wenn nicht gar weitgehend verdrängt. Das Liebes„drama“ ist allein der heterosexuellen Beziehung vorbehalten, und auch die Verlustängste sind infolgedessen überwiegend dort angesiedelt. Die Mädchenfreundschaften sind durch heterosexuelle Beziehungen gefährdet, auch durch berufliche Belastungen, wenn die Mädchen arbeiten. Aber auch wenn sie arbeitslos sind und die Freundin nicht, wirkt die unterschiedliche Lebenssituation zuweilen trennend in der Freundschaft. Diese Ungleichheiten in den Lebenssituationen können sich aber schnell wieder ändern. Gleichzeitig findet für die jungen Mädchen mit zunehmender Lebenserfahrung eine Desillusionierung der Beziehungen zu den Männern statt, die ihnen viel von ihrem Nimbus und Reiz nimmt. Das nun ebenfalls auf das Alltägliche, auf das Gewöhnliche reduzierte und vom Glanz der Neuheit befreite Zusammensein mit dem Mann läßt dann wieder Zeit und Sinn für andere Verbindungen und Bedürfnisse. Es läßt sich von daher vermuten, daß manche Frauenfreundschaften der Mädchen Lebenszeitcharakter bekommen, wenn auch mit Verschiebungen und Unterbrechungen. Wenn Mädchen die Freundschaft zu einem Jungen beenden, dann ist der Bruch meist endgültig.

Die meisten Mädchen sind Mitglieder von unauffälligen *Nachbarschaftscliquen*. Weniger, als wir vermutet haben, sind sie bloßes „Anhängsel“ in der Clique ihres Freundes. Vor allem Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeitsgefühl sind den Mädchen bei diesen Kontakten wichtig.

Die Teilhabe an einer Jugendkultur, die sich über Kleidung und Musik ausdrückt, findet nur zum Teil in der Gruppe statt, zumal sie auch für die arbeitslosen Mädchen durch die eingeschränkten Konsummöglichkeiten begrenzt ist. Insofern die „Jugendkultur“ aber immer schon kommerzialisiert ist und durch die Medien vermittelt wird, ist es auch möglich, daran allein, zu Hause teilzunehmen. Für die befragten Mädchen ist Musik von ungeheurer Wichtigkeit. Sie transportiert für sie Gefühle, Wünsche, Tagträume, Phantasien, die ihnen einiges an tatsächlichem Leben ersetzen müssen, von dem sie sich durch die Arbeitslosigkeit besonders abgeschnitten fühlen. Bei der Zweitbefragung konnten sich die Mädchen zuweilen kaum noch an die Wichtigkeit, die Musik einmal für sie hatte, erinnern; für die meisten war diese Zeit vorbei. Auch Kleidung war inzwischen weitaus unwichtiger geworden. Auch daran zeigt sich, wie schnell Jugend, soweit sie als Teilhabe an der Jugendkultur

verstanden wird, für Arbeitertöchter passé ist. Inwieweit damit auch lebensnotwendige Wünsche und Phantasie gänzlich verloren gehen zugunsten einer überstarken Realitätsanpassung, das ist hier noch die Frage.

Ganz allgemein erweisen sich Beziehungen in der Arbeitslosigkeit vor allen Dingen als hilfreich im *Kampf gegen Langeweile und Sinnentleertheit*. Durch Freunde und mit Hilfe der Clique wird der Zugang zur „Öffentlichkeit“ sichergestellt. Dies ist in der Situation der Arbeitslosigkeit besonders wichtig, in der die Mädchen auf die Privatheit verwiesen sind und ständig in der Angst vor Isolation leben müssen. Allerdings sind sie nicht in dem Umfang isoliert, wie wir zunächst angenommen hatten. Alle haben sie noch in irgendeiner Form außerhäusliche Beziehungen und Kontakte. Ein starker Drang nach Stabilisierung der Freundschaften, nach Wahrung des „Besitzstandes“, hat die Isolation verhindert. Eine Ausweitung der Beziehungen ließ darüber hinaus aber die „Logik der Situation“ nicht zu. Arbeitslosigkeit verstärkt die Verlustängste vor allem im Hinblick auf den Freund. So sagten denn auch einige Mädchen, das schlimmste, was ihnen passieren könnte in nächster Zeit, sei der Verlust des Freundes. Diese Verlustängste haben den Anpassungsdruck verstärkt und die Mädchen den Übergriffen seitens der Freunde ausgeliefert. Für die meisten war dies jedoch – wie unsere zweite Befragung zeigte – wieder aufhebbar, aber es war immerhin eine weitere Erfahrung im „Üben“ von Anpassung.

6. Fazit: Arbeitslosigkeit im Jugendalter blockiert Entwicklungsprozesse

Arbeitslosigkeit bedeutet in vieler Hinsicht Stagnation. Vor allem, was berufliche Ausbildung betrifft, ist für viele Mädchen wohl der Zug abgefahren. Selbst im günstigsten Fall stehen sie nach der Arbeitslosigkeit da, wo sie eigentlich nach der Schule gleich beginnen wollten: am Anfang einer Lehre. Diejenigen, die das nicht geschafft haben – und das ist bei weitem die Mehrzahl –, sind um so mehr in die Grenzen ihres Milieus zurückgeworfen. Vor allem den *Arbeitermädchen* sind Hoffnungen abgeschnitten (und zwar ziemlich endgültig), die gerade sie in die Ausbildung gesetzt hatten. Sie sind von der Schule gekommen mit dem Bedürfnis, ihre Interessen auf dem Arbeitsmarkt zu sondieren, eine entsprechende Ausbildung zu erhalten, die der Ausgangspunkt sein sollte für die Erweiterung ihrer Handlungsmöglichkeiten, für mehr Zufriedenheit in anspruchsvollerer Arbeit und mehr Sicherheit des Arbeitsplatzes. Die Grunderfahrung beschränkter Lebensmöglichkeiten, die viele in der Herkunftsfamilie gemacht haben, ist nicht, wie sie gehofft hatten, durch eigene bessere Alternativen innerhalb beruflicher Arbeit überwunden, sondern gerade noch einmal bestätigt worden. Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt ist für viele die Folge ihrer Arbeitslosigkeit in der Jugend, und damit sind Grenzen gezogen, was ihren beruflichen Werdegang insgesamt betrifft. Denn gerade Jugend ist die Zeit, in der die Mädchen – die ihr Leben lang mit beiden Formen von Frauenarbeit konfrontiert sein werden – den Grundstein für ihre berufliche Zukunft legen wollen und müssen, um im Beruf ein befriedigendes Pendant zur Hausarbeit zu haben. In der Arbeitslosigkeit findet gerade eine Verkehrung statt: Die meisten Mädchen müssen noch mehr Hausarbeit machen als früher, die sie jetzt nicht voranbringt und ihnen noch Energie raubt, die sie bräuchten, um die Arbeitslosigkeit zu beenden (vgl. DAHLKE/DIEZINGER/MARQUARDT/BILDEN 1981).

Die Mädchen haben Krisen und Konflikte der Jugend in allen Bereichen verschärft erlebt. Dieser Zeitraum der Offenheit, der Suche, des Ausprobierens ist damit für sie einseitig in sein negatives Moment gekehrt worden: Die Mädchen sind in Unsicherheit geworfen, sehen für sich verschlossene Möglichkeiten, können die Zeit nicht nützen. Gerade selbständig zu werden, auf eigenen Füßen zu stehen, in einer eigenen Wohnung zu wohnen, ist für viele immer wieder gescheitert bzw. lange hinausgezögert worden. In der Jugend drängt alles auf Loslösung von den Eltern, in der Arbeitslosigkeit spricht alles für Abhängigkeit. Auf der Suche nach ihrer Identität, nach neuen Möglichkeiten ihrer Persönlichkeit waren die meisten Mädchen durch die Arbeitslosigkeit gezwungen, auf bestehende Verhaltensmuster zurückzugreifen. Der Unsicherheit ausgesetzt, keinen Arbeitsplatz zu haben, konnten sie es sich nicht leisten, sich noch mehr Unwägbarkeiten zuzumuten, die jedes Ausprobieren verlangt. Lebensentwürfe mußten vage bleiben, denn die Mädchen konnten nicht planen, solange die dringende Frage nach der beruflichen Zukunft nicht gelöst war. Zwar haben die Mädchen an Lebenserfahrung gewonnen, aber in allen gesellschaftlich von ihnen geforderten Entwicklungsaufgaben sind sie wenig vorangekommen. Berufliche Fähigkeiten konnten sie sich nicht aneignen, die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Öffentlichkeit, Kooperation und Kontakten im Beruf ist verhindert worden. Viele Mädchen haben zwar gelernt, sich der Realität mehr zu stellen, sich aktiver auseinanderzusetzen, sind handlungsfähiger, sicherer geworden – aber unter der Prämisse der Not, des Außerhalbstehens als Arbeitslose und mehr am ‚Überleben‘ orientiert als an kreativem Ausprobieren.

Die *Mittelschichtmädchen* haben dagegen zwar eher die Möglichkeit, eigener Entwicklung nachzugehen, arbeitslose Zeit für ihre Interessen, für sich selbst zu nutzen. Aber auch ihnen sind Grenzen gesetzt, vor allem zeitliche. Denn auf Dauer bedürfen auch sie der materiellen, d. h. beruflichen Grundlage für die von ihnen angestrebte Lebensform, wenn sie subjektiv befriedigend sein soll. Als Arbeitslose sind auch diese Mädchen in ihren inhaltlichen Arbeitsinteressen blockiert, die berufliche Zukunft ist mehr als vage. Immer nur ‚Jobben‘ bringt nur kurzfristig Geld und zermürbt auf die Dauer. Die Mädchen wissen, was sie nicht wollen, leben Arbeitslosigkeit als eine Art Boykott, spüren aber, daß diese Negation nicht genügt, vielmehr nach positiven Konsequenzen verlangt. Der Arbeitsmarkt bietet ihnen nicht, was sie suchen, und es gibt nicht viel, wo sie Anregung und Ermutigung herbeiziehen könnten. Während die Arbeitermädchen keine Vorstellungen und Perspektiven jenseits von Lohnarbeit entwickeln und damit auf die Arbeit verwiesen sind, die sich ihnen anbietet, haben die Mittelschichtmädchen viele alternativen Ideen im Kopf. Aber die Möglichkeiten, praktische Alternativen wirklich aufzubauen und entsprechende Kontakte zu finden, fehlen ihnen, und sie schaffen den Absprung nicht aus ihrer abstrakten Ideenwelt in eine – wie auch immer geartete – konkrete Arbeit, die sie zufriedenstellt.

Arbeitslosigkeit raubt Lebensmöglichkeiten, schneidet Hoffnungen und Wünsche ab, deren Erfüllung für die persönliche Entwicklung vonnöten wäre; gleichgültig, ob es sich dabei um den Wunsch handelt, eine Verkäuferinnenlehre zu machen oder Tanzen und Malen zu lernen oder „alternativ“ auf dem Land zu leben – anstehende Entwicklungsschritte werden blockiert. Darin liegt die Gemeinsamkeit aller Mädchen, gleich aus welcher Schicht sie kommen und wie unterschiedlich sie der Situation der Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind.

Literatur

- BILDEN, H./DIEZINGER, A./MARQUARDT, R.: Was bedeutet Arbeitslosigkeit für junge Mädchen? In: ROER, D. (Hrsg.): Persönlichkeitstheoretische Aspekte von Frauenarbeit und Frauenarbeitslosigkeit. Köln 1980, S. 113-136.
- DAHLKE, K./DIEZINGER, A./MARQUARDT, R./BILDEN, H.: Arbeitslos – doch nie ohne Arbeit. Hausarbeit im Lebenszusammenhang arbeitsloser Mädchen. In: Soziale Welt (1981).
- HAMMER, S.: Töchter und Mütter. Über die Schwierigkeit einer Beziehung. Frankfurt 1978.
- HÜBNER-FUNK, S.: Anspruch und Wirklichkeit der beruflichen Orientierungshilfen von Schule und Arbeitsamt. In: Z. f. Päd. 23 (1979), S. 747-766.
- KREUTZ, H.: Die zeitliche Dimension von Sozialisationsumwelten. In: WALTER, H. (Hrsg.): Sozialisationsforschung. Bd. III: Sozialökologie – Neue Wege in der Sozialisationsforschung. Stuttgart 1975, S. 107-150.
- MARQUARDT, R./DIEZINGER, A./DAHLKE, K./BILDEN, H.: Jugendarbeitslosigkeit und weibliche Normalbiographie. Arbeitsbericht 1980 (ervielfältigtes Manuskript). München 1980.
- MASSARIK, F.: Faktoren von Institution und Klasse in ihrem Einfluß auf die Zielsetzung. In: BÜHLER, Ch./MASSARIK, F. (Hrsg.): Lebenslauf und Lebensziele. Stuttgart 1969, S. 239-252.
- MOELLER-GAMBAROFF, M.: Emanzipation macht Angst. In: Kursbuch Nr. 47. Berlin 1977, S. 1-26.
- ONNA, B. v.: Jugend und Vergesellschaftung. Frankfurt 1976.